



„Sir, da sind Leben auf See“

Vor zwei Jahren nahm die maltesische Polizei drei Teenager fest. Sie sollen ein Handelsschiff in ihre Gewalt gebracht haben, um nach Malta zu gelangen. Bewiesen ist das bis heute nicht. Was wurde aus ihnen?

Von Dialika Neufeld, Der Spiegel, 27.03.2021

»Migranten kapern Handelsschiff – Maltas Marine greift ein.«

Welt.de

Zwischenfall vor der Küste Libyens: Zu viele Probleme hier an Bord ...«

SPIEGEL ONLINE

»Von Migranten gekidnappter Tanker wird nach Malta eskortiert.«

»New York Times«

Schlagzeilen vom 28. März 2019

Ein Sonntag Ende Februar, fast zwei Jahre nachdem sie im Hafen Vallettas ihre ersten Schritte auf europäischem Boden machten. Sie wurden direkt abgeführt damals, barfuß, drei Teenager in Handschellen. Was man ihnen vorwarf, ahnten sie nicht: Sie waren jetzt mutmaßliche Terroristen.

An diesem Nachmittag treffen sie sich in einer maltesischen WG-Küche wieder, um gemeinsam Briefe zu lesen. Da sitzt Lamin(*) und liest, er ist 17, ein Junge aus Guinea, der von Kanada und vom Profifußball träumt.

Da sitzt Kader, 18, und liest, ein Junge aus der Elfenbeinküste, der Sneaker sammelt und für Manchester United schwärmt.

Da sitzt Abdalla und liest, mit 21 Jahren der Älteste, in seiner Heimat Guinea hat er mal Soziologie studiert. Er ist verheiratet und hat eine Tochter, sechs Monate alt. Sie ist auf Malta geboren.



Den dreien drohen lange Haftstrafen, mindestens einem von ihnen lebenslang. Die Liste der vorläufigen Anschuldigungen ist umfangreich, insgesamt sind es mehr als zehn Punkte, unter anderem: terroristische Handlungen, das Verschleppen von Personen in ein anderes Land, das Festhalten und Bedrohen von Personen mit dem Ziel, Malta zu nötigen, sie aufzunehmen.

Auf dem Herd von Kaders WG-Küche blubbert es im Topf mit Hähnchen und Soße, sein Mitbewohner kocht, ein anderer grüßt und geht dann in die Dusche. Doch die drei nehmen sie kaum wahr, sie lesen:

»Liebe El Hiblu 3 ... es gibt keinen Beweis, dass ihr ein Verbrechen begangen habt ... Da draußen sind Hunderte, vielleicht Tausende, die für eure Freiheit kämpfen, Greetings, Herderschule«

Lamin, der 17-Jährige, legt die Karte aus Deutschland auf den Stapel vor sich. Auf dem Tisch liegen bereits Briefe aus Japan, England, den USA. Darauf Sätze wie: »Wir stehen euch bei, El Hiblu 3«, »Stay strong«. Es sind Hunderte, zwei große Einkaufsstützen voll.

»El Hiblu 3«, so nennt die Welt da draußen die drei jetzt, nach jenem Öltanker »El Hiblu 1«, der sie und rund 100 andere Migranten zwischen Libyen und Malta aus einem Schlauchboot rettete. Dabei kannten die Teenager einander nicht einmal vor jenen Tagen. Ihre Geschichte steht für etwas Größeres, das wissen sie. Für ein Europa, das sich abschottet, Flucht kriminalisiert und Menschenrechte missachtet, so sehen es die einen.

Für ein Europa, das bedroht ist, sagen andere. Sie halten die drei für Verbrecher, weil sie den Kapitän dazu gebracht haben sollen, sie nach Malta zu bringen statt zurück nach Libyen. Für andere sind sie aus demselben Grund Helden: Sie hätten mehr als 100 Menschen, darunter Kinder, vor der Rückkehr in ein Land bewahrt, in dem ihnen Folter drohte, Vergewaltigung, Sklaverei und Tod.

»Sieh uns an«, sagt Abdalla, der Älteste von ihnen: »Wie sollen wir Terroristen sein? Wir hatten nichts bei uns und trieben auf einem untergehenden Gummiboot.« Er



schaut an sich herunter, ein junger Mann in Badeschlappen; Terroristen, sagt er, sehen anders aus. Er habe solche Leute im Fernsehen gesehen, in den Nachrichten, in Actionfilmen. »Terroristen haben Waffen.«

Das Büro der Uno-Menschenrechtskommissarin forderte Malta auf, die Vorwürfe gegen die drei zu überdenken, Hilfsorganisationen schlossen sich zusammen, um Geld für ihre Kautions zu sammeln, Amnesty International startete die »weltgrößte Menschenrechtskampagne 2020« und jenen internationalen Briefmarathon.

Die drei jungen Männer auf Malta lesen jeden einzelnen der ankommenden Briefe, immer reihum, immer sonntags. Weil es die Stimmen im Kopf beruhigt, sagen sie. Stimmen, die sagen, sie könnten den Rest ihres Lebens im Gefängnis verbringen.

Gerettet

Aus dem Schlauchboot entwich Luft, das spürte Lamin, schon als er das Gummi berührte. Dies war kein Boot, mit dem man Europa erreichen konnte. Aber ein Zurück gab es nicht. Libyen war die Hölle gewesen, er hatte kein Geld mehr, die Männer am Ufer waren bewaffnet, und es war bereits sein zweiter Versuch. Lamin war 15 Jahre alt.

Es war der 26. März 2019. Die libyschen Schleuser pferchten sie zusammen auf das Boot, 108 Menschen. Lamin kauerte sich in den Bug, dort, wo Frauen und Kinder saßen. Sie steuerten durch die Dunkelheit in Richtung Norden. Es dauerte nicht lange, bis seine Füße im Wasser standen.

Lamin sitzt in einem Café oberhalb des Hafens von Valletta und erzählt, nur ein paar Hundert Meter Luftlinie entfernt von jener Stelle, an der er vor zwei Jahren festgenommen wurde. Er ist kleiner als die anderen beiden, ruhiger auch. Er gehe selten in Cafés, an öffentliche Orte, überhaupt gehe er kaum raus. Er fürchte sich vor den Menschen auf Malta, sagt er.

Er springt öfter hin und her in seiner Erzählung, zwischen Libyen, Mittelmeer und Malta, Vergangenheit und Gegenwart. Auch weil es bis heute keinen Abschluss gibt, kein Urteil. Seit zwei Jahren befindet sich der Fall »The Police vs. Abdalla B., K. T.



A. Kader, Lamin H.« in der Beweisaufnahme. Immer wieder müssen sie vor Gericht – und werden meist wieder weggeschickt. »Anhörung verschoben«, heißt es dann. Sie durften noch keine Aussage machen. Wenn er endlich drankäme, sagt Lamin, würde er dem Gericht gern eine Frage stellen: »Wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären: Was hätten Sie getan?« In den Morgenstunden wurde die See rauer, so erinnert er sich. Lamin fror, er hatte Hunger, er hörte das Weinen der anderen. Irgendwann sahen sie ein Flugzeug am Himmel, es kreiste über ihren Köpfen.

Das Flugzeug gehörte zur »Operation Sophia«, der EU-Mission zur Rettung Schiffbrüchiger und zur Bekämpfung des Schleuserwesens, an der auch die Bundeswehr lange beteiligt war; aber das konnten sie nicht wissen. Am selben Tag stellte die EU wegen des Streits mit Italien um die Flüchtlingsaufnahme die Patrouillen mit Schiffen de facto ein. Es sollte nur noch Aufklärungsflüge geben. Gleichzeitig blockierte der damalige italienische Innenminister Matteo Salvini die zivile Seenotrettung. Es war jetzt praktisch keine Hilfe mehr auf See. An diesem 26. März aber gab es diesen Öltanker, der zufällig in der Nähe war. Er war auf dem Weg von Istanbul nach Tripolis, 52 Meter lang, an Bord sechs Crew-Mitglieder. Sie fuhren unter der Flagge von Palau.

»Sir, da sind Leben auf See, können Sie assistieren?«, funkte Operation Sophia den Kapitän der »Hiblu« an. Kurz darauf erblickte Lamin ein rotes Schiff. Als sie nah genug dran waren, ließ die Crew der »Hiblu« Leitern und Seile runter. Lamin sagt, der Kapitän habe die ganze Zeit mit seinem Handy gefilmt.

»Was, wenn das ein Libyer ist? Wo fahren die hin?«, fragten die Leute auf dem Schlauchboot. Das Schlauchboot hing schlaff auf den Wellen, sie hatten keine Wahl. Ein paar entschieden sich dennoch zu bleiben. Offenbar trauten sie der »Hiblu« nicht. Sie drehten ab. Bald darauf war das Gummiboot am Horizont verschwunden.

»Wer von euch spricht Englisch?«, habe der Erste Offizier auf der »Hiblu« gefragt, damit fing es an. Lamin meldete sich. Er spricht Englisch, Französisch und Mandinka. Er war in Guinea auf einer englischsprachigen Schule. Er liebe Sprachen, sagt er, das Übersetzen sei seine Leidenschaft. Heute wünscht er sich manchmal, er hätte seinen Mund gehalten.



Seit er auf Kautions draußen ist, lebt Lamin in einem Heim für minderjährige Migranten. Er hat inzwischen einen festen Job gefunden. Zehn Stunden am Tag arbeitet er auf dem Bau. Danach aber verkriecht er sich in sein Zimmer. Er kocht Mittagessen für die Baustelle vor, schaut Filme, hört Musik von Ed Sheeran oder Whitney Houston und wartet auf den nächsten Morgen. »Ich will keinen Ärger«, sagt er, »wenn draußen was passieren würde, sie würden mich wieder beschuldigen.« Nur samstags zum Fußball für Flüchtlinge geht er und sonntags zu Kader, Briefe liest.

»Grüße von einem pensionierten englischen Wissenschaftler, 88: ... Ich hoffe, ihr mögt diese Karte. Ich wünsche euch, dass ihr bald frei sein werdet ...«

Post aus Großbritannien

Lamin war 13, als er sich auf den Weg machte. Seine Familie stammt aus Nzérékoré, einer Großstadt im Süden Guineas. Mit dem Ersparnis seiner Mutter verschwand er in Richtung Mali. Dort, in den Goldminen an der Grenze, könne ein Junge Geld verdienen, das hatte er gehört.

»Ich war ein Kind, ich wusste nichts«, sagt er. In den Minen war die Arbeit zu hart für einen 13-Jährigen, und so trieb es ihn weiter, nach Bamako, Malis Hauptstadt. Dort traf er diesen Mann, der ihn in seinem Minivan schlafen ließ. Er erklärte ihm, dass er nach Algerien müsse, wenn er Geld verdienen wolle. Lamin bezahlte den ersten Schleuser.

Später, in der Wüste, habe er erwachsen werden müssen, sagt Lamin, er habe gesehen, dass dort Menschen starben, er sah Knochen im Sand, zurückgelassene Rucksäcke, Kleider. Er erzählt das alles wie einen dunklen Traum, spricht konzentriert, mit einer ruhigen Stimme, vergisst zu trinken, bis die Eiswürfel in seinem Orangensaft geschmolzen sind.

In Algier fand er Arbeit als Reinigungskraft. Er wäre gern geblieben, sagt er. Doch dann fingen die Algerier an, Menschen wie ihn zu jagen. Bewaffnete durchkämmten die Stadt nach Migranten, nahmen sie fest und setzten sie an der Grenze zum Niger



aus, mitten in der Wüste. »Rückführung« nennen die Algerier das. Viele verirren sich und sterben. Er floh.

An der Grenze zu Libyen warteten Bewaffnete, so erinnert Lamin es, er musste sich in eine Schlange stellen und ausziehen, die Männer durchsuchten jeden, nach Wertsachen, Geld. »Sogar in deinem Hintern suchen sie«, sagt er. Er sah auch, wie sie Frauen vergewaltigten.

Sie nahmen ihm sein Handy. Die 420 Euro, die er gespart hatte, fanden sie nicht, er hatte sie in den Saum seiner Jacke geschoben. Er bezahlte davon seinen Platz auf einem Schlauchboot. Es war der erste Versuch.

Kurz darauf saß Lamin in einem Lager, in Al-Khums, eingesperrt in einen Raum mit 200, 300 Menschen. Wasser gab es nur aus der Toilettenpumpe, erzählt er. Die libysche Küstenwache hatte das Boot aufgegriffen und Löcher in den Schlauch geschossen. Die Wärter im Lager schlugen zu, in der Nacht hörte er Frauen schreien. Er entkam nur durch Zufall.

»Es ist so schwer zu verstehen, wie ihr so viel Pech haben konntet ... Ich hoffe von Herzen, dass ihr bald freikommt, Penny Young«

Post aus Kanada

Gefangen

»Freilassung ... wird gewährt unter folgenden Auflagen ...: 3. Dass er (der Beschuldigte –Red.) diese Inseln nicht verlässt ... genauso wie er nicht irgendein Boot, Jacht, Schiff oder anderes Transportmittel nutzt, auf See oder in der Luft ... 4. Zu allen Zeiten hat er 50 Meter entfernt von Ufer und Flughäfen zu bleiben ... 7. Dass er sich bei der Polizeistation meldet täglich zwischen 8.00 und 20.00 Uhr«
Gerichtsaufgaben, November 2019.

Ein Freitagmorgen im Februar, Kone Tiemoko Abdul Kader, den manche seiner Freunde nur Kone nennen und andere nur Kader, macht sich auf den Weg zur Polizeistation von Paola, einer Kleinstadt ein paar Kilometer südlich von Valletta.



Er trägt bunte Nike-Turnschuhe, seine Haare hat er mit einem Küchengummi wie zu einer Palme hochgebunden, die ihn 20 Zentimeter größer wirken lässt. Er trinkt gern Energydrinks und spielt einem Songs von seinem Lieblingsmusiker Wizkid aus Nigeria vor. Er singt dann mit: »Thanking God for life.«

Man könnte ihn für einen gewöhnlichen Teenager halten, würde er nicht diese Dinge sagen: »Ich stehe mit einem Bein im Gefängnis.« Dieses Gefühl sei immer da.

Anders als Lamin ist Kader immer unterwegs, nur so halte er sein Leben auf Malta aus. Wenn man ihn anruft, ist er meist im Bus. Auch an diesem Morgen war er früh auf der Straße, um vier Uhr ist er aufgestanden und hat sich auf den Weg nach Marsa gemacht, zur großen Kreuzung, zum Arbeiterstrich für Migranten.

Dort hat er sich neben ein Schild gestellt, auf dem »Tow Zone« steht, Abschleppzone, zementgrauer Morgenhimmel über ihm. Alle paar Meter hockten Jungen und Männer, die das Gleiche suchen wie er: Für ein paar Euro in der Stunde lassen sie sich von Fremden in Transportern mitnehmen und auf Baustellen karren.

Oft verschwinden die Arbeitgeber am Ende des Tages, ohne zu zahlen, erzählt Kader. Vor ein paar Monaten brach er sich das Bein, als er von einem Gerüst stürzte, aus dem dritten Stock, das Geld für den Arbeitstag bekam er nie.

In Libyen sei es genauso gewesen. Auch dort gab es Kreuzungen, auch dort wusste man nie, zu wem man ins Auto steigt. Kader erzählt, wie er und ein Junge aus Mali in Tripolis von einem Landbesitzer mitgenommen wurden. Er fuhr mit ihnen raus zu seinen Feldern. Er ließ sie und andere Migranten dort in der Hitze ackern. Nachts sperrte er sie ein. Mehrere Monate arbeiteten sie wie Sklaven, manchmal verlieh er sie an andere.

»Jeder hat seine eigene Geschichte mit Libyen«, sagt Kader. »Stell dir vor, jemand will dich zurückbringen in so ein Land.«

Amnesty International und zahllose andere Organisationen argumentieren seit Jahren, es sei menschenrechtswidrig, Geflüchtete nach Libyen zurückzubringen: Nach internationalem Seerecht muss ein Kapitän Gerettete an einen sicheren Ort bringen. Einen Ort, an dem keine Gefahr einer »Verfolgung oder sonstiger schwerer Menschenrechtsverletzungen« besteht, heißt es beim Uno-Flüchtlingshilfswerk.



»Wohin bringst du uns?«, wollten die Migranten vom Ersten Offizier an Bord der »Hiblu« wissen. Der Mann erklärte, dass er auf Anweisung vom Flugzeug warte. Lamin übersetzte.

Über Funk sagte die Operation Sophia der »Hiblu« zu, man werde Unterstützung schicken. Ein Schiff sollte kommen, um die Migranten zu übernehmen. Die Operation Sophia kooperiert mit der libyschen Küstenwache, aber das wussten die Migranten nicht. Der Offizier, so erinnern sie sich, hatte auf den Koran geschworen, man werde sie nach Europa bringen.

Die »Hiblu« wartete, es wurde Nacht, sie warteten weiter, sechs Stunden lang. Kein Schiff kam. Plötzlich sei der Motor angegangen, sagt Kader, das Schiff fuhr dann los, mit großer Geschwindigkeit.

Gegen fünf, sechs Uhr früh sahen sie Lichter. War das Europa? Freudenschreie. »Europa!«, riefen die Menschen. »Ich war so froh«, sagt Kader. Bis er die ersten Häuser erkannte. »Medina«, rief jemand, die Altstadt von Tripolis. Auf den Mobiltelefonen erschien libysches Netz. Die Crew hatte sich in der Kabine eingeschlossen.

Von Kaders WG aus sind es nur ein paar Hundert Meter bis zur Polizeiwache von Paola. Auf dem Arbeitsstrich hatte er kein Glück. Nun läuft er den Hügel hinauf zur Wache. Sie liegt in einem Gebäude des Corradino-Gefängniskomplexes, Maltas größter Haftanstalt, ein imposanter Bau aus dem 19. Jahrhundert, der mit seinen dicken sandfarbenen Mauern über Paola thront wie eine Burg.

Es sind dieselben Mauern, hinter denen Kader im Fall eines Schuldspruchs verschwinden könnte. Er lebt in ihrem Schatten, buchstäblich, er läuft an ihnen vorbei, wann immer er zum Bus will, zum Einkaufen, zum Arbeiten.

Er steigt die Stufen zur Polizeiwache hinauf, nickt den Polizisten hinter dem Holztresen zu: »128«, sagt Kader dann, das ist seine Bewährungsnummer. Der Polizist hinter dem Schalter trägt ihn ein. Eine schnelle Sache, doch Kader sagt, dieser tägliche Gang verändere ihn. Er fühle die Blicke auf sich, er glaube, die Menschen sähen in ihm einen Kriminellen.



»Ich war ja schon da drinnen«, sagt er und zeigt auf das grüne Tor. An ihrem dritten Tag auf Malta verlegte die Justiz sie aus dem Polizeigewahrsam nach Corradino, in den Hochsicherheitstrakt für Erwachsene. »Division 6«, sagt Kader, »die allerschlimmste Abteilung.« Er war 16 Jahre alt, man sperrte ihn in eine Zelle mit einem alten Malteser, einem Mörder vielleicht? Einem Vergewaltiger? Er wisse es nicht. Er habe nicht gefragt. Er rollte sich auf dem Stockbett zusammen und dachte, sein Leben sei vorüber.

Was genau er verbrochen haben sollte, wurde ihm erst klarer, als er und Lamin zehn Tage später noch einmal verlegt wurden, ins Jugendgefängnis, wo sie die nächsten acht Monate verbringen würden. Dort sahen sie erstmals die Bilder der »Hiblu« im Fernsehen. Die Mithäftlinge nannten Lamin und ihn jetzt »Captain«.

In den Nächten in seiner Zelle habe er nicht geschlafen, sagt Kader, schlimme Gedanken rasten durch seinen Kopf. Erst als er und Lamin zusammengelegt wurden, seien die Nächte besser geworden. Sie wachten jetzt gemeinsam.

Man müsse den Kontext betrachten, wenn man die Schwere der Anschuldigungen verstehen wolle, sagt der Anwalt der drei, Neil Falzon. Über Zoom erzählt er, dass Kader, Lamin und Abdalla durch Zufall in etwas hineingeraten seien, das sehr viel größer sei als sie selbst; ein politischer Sturm. Dabei gehe es um EU-Migrationspolitik, auch um Maltas Umgang mit Migranten.

Als 2002 die ersten Boote kamen, sei Malta noch nicht einmal EU-Mitglied gewesen, eine abgelegene Insel, sehr homogen in ihrer ethnischen und kulturellen Zusammensetzung. Viele hätten durch die Ankunft der Migranten ihre Identität bedroht gesehen. Zudem gehe es immer auch um Platz und Ressourcen. Und genauso habe sich das Land seither verhalten: »Wie eine kleine Insel im Belagerungszustand, unter Angriff«, sagt Falzon.

Die Regierung habe mit Abschreckung reagiert, mit einem aggressiven Einsatz von Haft und Internierung und einem grundsätzlich wenig herzlichen Empfang. Es gebe viel Diskriminierung auf Malta, Rassismus, unterdurchschnittliche Versorgung, zu wenig Bemühung in Sachen Integration. Zudem wolle das Land der EU signalisieren,



dass es eine starke Mauer gegen die »Invasoren« errichtet habe. In dieses Spannungsfeld seien die drei geraten.

Was im Detail in den entscheidenden Minuten an Bord geschah, ist noch nicht offiziell dokumentiert. Es gibt aber Schilderungen von Menschen, die an Bord waren, es gibt Funkaufzeichnungen.

Demnach gerieten die Migranten an Bord der »Hiblu« in Panik. Sie begannen, lautstark zu protestieren, sobald sie die libysche Küste sahen. »No Libya«, schrien sie. Einige drohten, sich ins Meer zu stürzen. Manche schlugen gegen die Fenster der Kabine, in der sich die Crew eingeschlossen hatte. Einige sollen Gegenstände aufgehoben und damit gegen das Schiff geschlagen haben.

Der Erste Offizier habe irgendwann die Kabine geöffnet und gesagt, sie sollten sich beruhigen. »Wo ist der Junge, der Englisch spricht?«, habe er gerufen. Der Seemann wollte Lamin in die Kabine holen.

Er habe zuerst nicht hingehen wollen, sagt Lamin: Die anderen Migranten beleidigten ihn, sie beschimpften ihn als Lügner, weil er übersetzt hatte, man würde sie nach Europa bringen. Er habe nur dagehockt und geweint. Kader und Abdalla versuchten, die Protestierenden zu beruhigen. Schließlich begleiteten sie Lamin in die Kabine. Auch weil sie dem Offizier nicht trauten, er hatte schon einmal gelogen.

Lamin sei vor der Crew auf die Knie gegangen und habe gefleht. Er habe versucht, sie zu überzeugen, mit Worten. Er habe geweint, er habe auf die Frauen und Kinder gezeigt und gefragt, wie sie Libyen ein zweites Mal überleben sollten?

Der Offizier habe gesagt, er habe den Kurs geändert und werde sie nach Malta bringen. »Es war seine Entscheidung, ganz allein«, sagen die drei. Vielleicht war es Mitleid, überlegt Lamin. Vermutlich war es vor allem der Blick aus der Kabine. Man ahnt, wie es sich anfühlen muss, als Crew von sechs Leuten, 108 verzweifelten, ausgehungerten Menschen gegenüberzustehen.

Kader sagt, er habe bis zu diesem Zeitpunkt noch nie von Malta gehört, alle wollten ja nach Italien. »Malta, wo ist das?«, habe er gefragt. »Ist das Europa?« Sie hätten die Karte rausgeholt und es gezeigt.



Die Crew bat sie, in der Kabine zu bleiben, als Zeugen, Vermittler. Es sei dann friedlich gewesen. Sie seien zwischendurch weggedöst, eins der Crew-Mitglieder habe ihnen Erdnüsse gegeben. Kurz vor Malta meldeten sich die maltesischen Streitkräfte, die Funksprüche wurden später in Medienberichten wiedergegeben.

Maltesische Streitkräfte: »El Hiblu 1«, dies ist das maltesische Patrouillenschiff ›Papa 21«. Sie fahren immer noch mit konstanter Geschwindigkeit auf die maltesischen Inseln zu. Sie haben bereits Anweisung erhalten, nicht weiter auf maltesische Hoheitsgewässer zuzufahren. Bitte stoppen Sie Ihr Schiff.«

»El Hiblu«: »Okay Sir, aber die Migranten, mein Schiff ist nicht unter Kommando jetzt ...«

Dann war Lamin zu hören.

Er sagte: »Good morning, Sir. Ich bin einer der Migranten.«

Maltesische Streitkräfte: »Good morning.«

Lamin: »Bitte, hören Sie mir zu. Wir fahren nicht weiter ... Aber die Situation ist sehr schlecht, wir haben Kinder, zwölf Kinder. Sie sprechen schon nicht mehr. Drei Tage ohne Essen oder Wasser. Bitte. Wir können nicht zurück. Bitte. Drei Tage, wir haben kein Essen. Wir sind 19 Frauen, 12 Kinder, bitte helfen Sie uns ...«

Maltesische Streitkräfte: »Copy that, Sir ...«

Dann übernahm der Offizier wieder das Funkgerät: »Wir haben schon angehalten ... Meine Maschinen sind jetzt gestoppt.«

Auf Nachfrage sprach er dann noch von verletzten Crew-Mitgliedern. Später, vor Gericht, nahm er diese Behauptung zurück.

In einem späteren Interview mit dem Magazin »Vice« sagte eines der Crew-Mitglieder, ein Ingenieur: »Terroristen sind das nicht, sondern nur Flüchtlinge.«

Fragt man beim Kläger, der maltesischen Polizei, was die Schwere der Anschuldigungen rechtfertigt; warum ausgerechnet diese drei vor Gericht stehen, bekommt man als Journalistin keine Antwort, nur einen Verweis auf das laufende Verfahren.



»Liebe Gentlemen, Hallo aus der Ferne ... Mehrere Sprachen zu sprechen ist eine Superkraft. Als ihr eure Sprachfähigkeiten auf der ›El Hiblu‹ eingesetzt habt, tatet ihr das, um euch und anderen zu helfen. Ihr seid Helden.«

Post aus den USA

Hoffen

Anfang März, an einem Donnerstag, betreten Abdalla, Kader und Lamin das Gerichtsgebäude in Valletta, in Anzug und Krawatte. Zum ersten Mal seit zwei Jahren soll eine Zeugin gehört werden, die unter den Migrant*innen war. Sie haben lange auf diesen Tag gewartet.

Die Frau sagt aus, dass sie damals im neunten Monat schwanger gewesen sei, dass an Bord Verzweiflung geherrscht habe, alle hätten geweint, geschrien, als sie sahen, dass sie das Schiff nach Libyen brachte. Die Crew habe sich in der Kabine eingeschlossen.

Irgendwann habe der Kapitän die Kabine wieder geöffnet, um mit ihnen zu sprechen. Die Männer hätten geredet. Worüber, wisse sie nicht. Danach habe der Kapitän gesagt, sie sollten sich beruhigen. Und dann habe er sie nach Malta gebracht.

Was die drei Beschuldigten genau gemacht hätten, wisse sie nicht.

Nach der Verhandlung sagt Lamin, er fühle beides, Freude und Angst: Freude, weil sie endlich die Zeugen vorladen und sich nun Dinge aufklären könnten. Angst, weil er das Gefühl habe, das Gericht wolle die Zeugin unter Druck setzen.

Fragt man Abdalla, den Ältesten, was dieser Fall mit seinem Leben macht, sagt er, er fühle sich wie ein Ball, der von jemand anderem durch die Gegend gekickt werde, »ich habe keine Kontrolle«.

Mit seiner Frau rede er nicht mehr über den Fall. Sie war mit ihm in Libyen, mit auf dem Boot. Ihre Tochter haben die beiden nach einer Mitarbeiterin der Hilfsorganisation Sea-Watch benannt, einer Deutschen, die sie unterstützt: Jelka. Manchmal sehe er Jelka an und werde unsagbar traurig. Dann stelle er sich vor, was aus seiner Familie werden wird, wenn er zurück nach Corradino muss, in die Haftanstalt.



Ein paar Tage vor dem Gerichtstermin, an einem Samstagnachmittag, treffen sich die »El Hiblu 3« auf einem Fußballplatz. Samstags findet hier ein Training für jugendliche Flüchtlinge und Migranten statt, finanziert werde es durch Gelder der EU, erzählt der Trainer. Dasselbe Europa, das sie ihre Freiheit gekostet hat, spendiert ihnen rote Polyestertrikots. Lamin trägt die Nummer 9. Auf seiner Brust sind Strichmännchen mit heller und dunkler Haut zu sehen, sie halten einander an den Händen, direkt daneben prangt die blaue Flagge der Europäischen Union.

Lamin trabt auf den Platz. Er verteidigt. Abdalla geht in den Sturm. Sie rennen jetzt über den Kunstrasen, lachen, rufen, fluchen. Kader, der nicht mehr spielen kann, seit er von einem maltesischen Baugerüst gestürzt ist, steht am Rand und feuert sie an. Sie wirken kurz frei in diesem Moment, wie Teenager.